

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 15 (1939)
Heft: 13

Artikel: Die goldbraune Geliebte [Fortsetzung]
Autor: Schott, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-753397>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die goldbraune Geliebte

ROMAN VON PAUL SCHOTT

9. Fortsetzung

«Lorenzetti, hier ist ein deutscher Herr, der aber sehr gut Italienisch spricht», sagt der Direktor und starrt nun dem Gefangenen mit geblähten Nasenflügeln entgegen. «Es ist ein Gelehrter, der von Ihrem Prozeß gehört hat.» Lorenzetti hat sich nicht im geringsten bewegt, seine Augen sind unsichtbar geblieben, tief in den bräunlichen Abgründen der Höhlen verborgen, er steht da wie eine Gestalt in der «Schreckenskammer» eines Wachsfigurenkabinettes, durch die Glasblender zieht ein heißer Wind herein, der dunkelblaue Leinwandanzug, der fast aussieht wie ein Monteurkittel, schlottet an seinem mageren Körper. Er lasse ihn nun mit dem Häfbling allein, sagt der Direktor noch, sieht Grengg forschend an und verläßt die Zelle. Etwa zwei Minuten, die ihn wie ebensoviele Stunden dünken, steht der Geiger dem Gefangenen gegenüber, dann gelingt es ihm, sehr leise zu sagen:

«Bitte, setzen Sie sich, Herr Lorenzetti!»

Sie sitzen nun einander gegenüber, Lorenzetti auf der Pritsche seines Bettes, Grengg auf einem dreibeinigen Hocker. Er überlegt, er denkt, er durchhastet fünfzig Begüne dieses furchtbaren Gesprächs, endlich räuspert er sich zum zehnten Male und sagt ziemlich flüssig:

«Ich habe auf einem Schiff von Ihrem Prozeß gehört.» Keine Bewegung. Lorenzetti sieht auf seine Pantoffeln. Irgendwo in dem gläsernen Metallhaus drohnt es von Stimmen, dann plötzlich ein schrilles, winzig kurzes Zwitschern vor dem Fenster von einem vorbeischwirrenden Vogel. «Ich habe nämlich Ihre Tochter auf dem Schiff kennengelernt, die mit ihrer Begleitdamme von einer Ägyptenreise zurückkam.» Hier hebt Lorenzetti den Kopf, scheint dem Besucher anzusehen, senkt ihn wieder. «In Genua wurde ich dann Ihrem Bruder vorgestellt, der Ihre Tochter abholte. Ich schien ihm nicht sympathisch zu sein, er war sehr kühl zu mir.» Keine Bewegung. Ist das ein Wahnsinniger? Ein verstockter Verbrecher? Ein Mann, den das Opium langsam um seinen Verstand gebracht hat? Grengg fühlt sein Herz schlagen, als er sagt: «Herr Lorenzetti, ich will ehrlich sein; ich bin gar kein Gelehrter, ich bin Geiger, Sie werden meinen Namen nicht gehört haben, aber er ist in den letzten Jahren recht bekannt geworden.» Der Gefangene hat beide Hände auf die spitzen Knie gelegt, als wolle er mühsam aufstehen, und sagt nun:

«Und was wollen Sie hier? Hat mein Bruder Sie gesandt?» Da kann Grengg nicht mehr an sich halten, er fühlt, daß es hier, wenn überhaupt, nur einen Durchbruch gibt, nur eine Möglichkeit, diese Mauer aus Gram und Unglück zu berennen:

«Ich liebe Faustina, Herr Lorenzetti. Ich will und werde sie heiraten, und ich glaube, daß auch sie mich liebt. Erschreckendes geschieht: Girolamo Lorenzetti ist lebendig geworden, er springt auf, wirft den Kopf hoch empor, seine Augen öffnen sich, er tastet dabei wie ein Blinder nach Grenggs Arm, dann ruft er mit einer grauenvoll erschütterten Stimme, die nach den ersten drei Worten zu schmelzen und sich aufzulösen scheint:

«Faustina? Sie lieben das Kind? Mein Kind! Ja, ist sie denn — ach, sie ist ja schon zwanzig, schon zwanzig!» Und nochmals: «Schon zwanzig — man kann sie lieben, man kann sie heiraten! Schon zwanzig!» Der Geiger ist ebenfalls aufgestanden, er hält sich an dem kalten Metall des Bettes fest: vor ihm, ganz nahe, glühen lichtlos, feucht, sehr groß Faustinas Augen in einem gelblichen Männergesicht, das vielleicht auch einst goldbraun gewesen ist. Die Stimme dieses verzweifelten Mannes, dieses Diebes, ist ihre Stimme. Er sagt sehr leise:

«Es ist nicht wahr, daß ich in Genua oder auf dem Schiff von Ihrem Prozeß gehört habe. Ich bin gestern zu dem Zwecke nach Vicenza gekommen, um Faustinas „Geheimnis“ zu ergründen.» Der Gefangene zuckt mehrmals verneinend mit dem schmalen Kopf, dann fragt er:

«Geheimnis?»

«Ihre Tochter ist immer ein wenig traurig gewesen, auch wenn sie noch so heiter schien. Ich habe dann die Engländerin befragt. Sie wußte nur, daß irgend etwas mit Faustinas Vater nicht „in Ordnung“ war, aber ich wollte die Wahrheit wissen, ich mußte doch über dieses Mädchen, das ich liebe wie noch niemals einen Menschen zuvor, alles erfahren!» Grengg atmet tief auf, streift die beiden Haarsträhnen zurück, als wolle er freie Sicht bekommen.

«Und Sie haben nun alles hier erfahren», sagt Lorenzetti und beginnt sehr erregt auf und nieder zu gehen. Er hat einen sonderbaren Gang, der an den eines Menschen auf sumpfigem Boden erinnert, als suche er Tritt von Stein zu Stein.

«Ich habe mit Leuten aus dem Volk gesprochen, mit dem Buchhändler Grassi, mit Ihrem Anwalt. Ich habe mich dieser Sache angenommen, weil es meine eigene ist, also nicht aus Neugier, sondern aus Egoismus, wenn Sie wollen.» Grengg ist bereit geworden wie noch nie, ihm fehlt kein Wort, sein Tonfall ist sehr ernst, sehr überzeugend. Wieder sieht Lorenzetti ihn lange an, und der Geiger erschauert unter diesem Blicke.

«Sie sind Künstler?» fragt er dann, und Grengg nickt:

«Geiger, man nennt mich unter den fünf oder sechs ersten Namen.» Er errötet, weil er sich in dieser Gefängniszelle vorkommt wie ein Bewerber vor dem zukünftigen Schwiegervater. Darum sagt er hastig: «Man hat mir auf dem Schiff meine Stradivarius gestohlen. Mein ganzes Leben ist deshalb gerade jetzt an einer Krise angelangt.» Wieder errötet er, aber er muß, er kann nicht anders, er muß diesem Manne Geständnisse machen, um ihm näherzukommen.

«Oh, ich habe das in der Zeitung gelesen. Sie sind das!» sagt Lorenzetti und fügt, immer auf und nieder gehend, hinzu: «Manche dürfen hier jede Woche einmal eine Zeitung bekommen. Ich auch. Wegen „musterhafter Führung“. Er lacht auf, es klingt theatralisch, aber Grengg bemerkt nach einem kurzen Aufblick, daß es das durchaus nicht ist. «Man hat Ihnen also Ihre Geige in dem Augenblick weggenommen, als Sie meine — als Sie Faustina kennengelernten.» Er sieht schief zu Grengg hinüber, die beiden Furchen neben dem Mund ziehen sich herab, die Dämonie dieses Antlitzes erschreckt den Betrachter.

«Ja. Und denken Sie, ich hatte die Empfindung, daß ich das Glück, Faustina kennenzulernen, durch den Verlust der Geige erkaufen mußte.»

«So — ja», brummt Lorenzetti und geht vom Bett zum Fenster und zurück, hin und zurück, auf und nieder. Vier Jahre lang ist er so marschiert, wie kann das ein Mensch aushalten? So denkt Grengg. «Man muß bezahlen, man muß für alles bezahlen, ich habe auch bezahlt.» Der Geiger schweigt, sieht nervös auf die Uhr: um des Himmels willen, zehn Minuten sind vergangen, wenn man die Unterredung jetzt schon stört? Er sagt entschlossen:

«Man hat mir erzählt, daß Sie Bücher aus einer Bibliothek entwendet und verkauft haben, um sich Rauschgift zu verschaffen.» Lorenzetti nickt:

«Ja, richtig. Opium, stimmt. Eine verfluchte Mongolin in Charbin hat es mir zuerst gebracht, aus Spaß, aus Neugierde.» Er spricht vor sich hin, Grengg hat alle Mühe, zu verstehen. «Es ist wie das Leben: dieses Gift macht dich weise und helllichtig, aber du mußt bezahlen, du wirst schlaff und alt und müde und willenlos. Ich bin schlaff und alt und müde und willenlos. Ich bin schlaff und alt und müde und willenlos. Jetzt habe ich längst kein Opium mehr, man hat es mir unter Qualen abgewöhnt. Wer weiß, ob jemals wieder ein Mensch aus mir wird?»

«Sie sind gesund. In einem Jahr sind Sie frei. Sie sind stark, Sie haben eine Tochter —», sagt Grengg und fühlt sich sehr unsicher.

«Ja, Faustina. Cocco, mia piccola Coccolina. Ja, ihretwegen, da haben Sie vielleicht recht, ihretwegen! Auch wenn Sie glaubt, daß ich —.» Er schweigt und sieht seitwärts misstrauisch auf seinen Besucher. Dann noch leiser: «Alles habe ich ihretwegen getan, alles.»

«Ihretwegen?» fragt der Geiger. «Wegen Faustina haben Sie —?» Lorenzetti kommt ganz nahe heran, packt plötzlich den Deutschen an beiden Armen, sieht ihm direkt und dichter in die Augen und stöhnt:

«Und wenn Sie doch ein Spion sind? Immer wieder haben Sie in mich hineingebohrt, alle haben sie wissen wollen, ich habe geschwiegen. Aber nun kommen Sie, Sie sind kein Italiener, Sie haben gute Augen, Sie sind ein Künstler. Wenn Sie mich auch beschwindeln? Wenn man diesmal mit sentimental Gründen — eine neue List? — Madonna —!» Er schweigt. Grengg sagt einfach:

«Ich will nichts von Ihnen. Ich will nichts wissen. Sie sind zum Dieb geworden, weil Sie zu willenos waren, es nicht zu werden. Es ist verwerflich, es ist ein Verbrechen, aber es gibt verschiedene Verbrechen, und Sie haben gebüßt —.»

«Nein, Sie wissen nichts. Das ist nur das Äußere, die Kruste! Wenn ich Ihnen vertrauen könnte! Wenn es wahr sein kann, daß Sie meine Cocco, mein Kind, lieben!» Grengg spricht kein Wort, sieht den von Kopf bis zu den Füßen bebenden Mann mit seinem offensten Blicke an. «Ich glaube Ihnen, warum sollten Sie einem halbtotalen Menschen noch einen Fußtritt geben?» Wieder beginnt er hin und her zu gehen, spricht lange nichts, dann mit einem Male sehr aufgereggt, ohne Unterbrechung, näher und näher rückend, zum Schluß beinahe am Ohr des Geigers flüsternd: «Die Oberfläche ist das. Das, was alle geschen haben, das, was man Faustina erzählt hat, als man sie nach England sandte. Aber es ist nicht alles. Ich habe zwar vielleicht meine Ehre verloren, aber, wie unsere Chinesen im Osten sagten, mein Gesicht gewahrt.» Kurze Pause, schweres Atmen, dann stoßweise: «Er ist an allem schuld, nur er. Nie hätte ich geglaubt, daß es wirklich solche Menschen gibt wie ihn, solche absolut schlechte Menschen, schwarz wie die Hölle — oder ist er verrückt? Alle Sammler sind verrückt.» Grengg faßt nach dem Herzen: dieser Mensch spricht von seinem Bruder, von Ugo Lorenzetti. Der Gefangene tut mehrere Schritte, kommt wieder näher: «Wie er mich damals umschmeichelt hat, als ich zurückkam, ein gebrochener Mann, ein zugrunde gegangener Großkaufmann, süchtig — ich habe in der schlimmsten Zeit bis zu vierzig Pfeifen täglich gebraucht —, ausgeholt, verloren. Wie er mich aufnahm mit meinem Kind, im Palazzo in Florenz zuerst, dann hier in Vicenza — wozu? Hat er schon damals daran gedacht, mich zu vernichten? Wozu? Aus Eitelkeit, damit man sage: der gute, der brave Lorenzetti? Aus Angst, seinen „guten Namen“ befeckte zu sehen? Ich weiß es nicht. Ich lebte in seinem Hause, Faustina wurde einer Erzieherin übergeben. Ihre Mutter ist bei ihrer Geburt gestorben —.» Girolamo starrt zu dem milchigen Licht empor, das durch die Blenden dringt.

«Und dann?» fragt Grengg, da der andere lange Zeit schwieg, und seine Anwesenheit vergessen zu haben scheint. Aber bevor der Sträfling noch antworten kann, wird die Tür aufgeschlossen. Grengg stürzt dem eintretenden Direktor entgegen und ruft:

«Verzeihen Sie, — noch fünf Minuten, ich bin sofort fertig, bitte! Es ist mir äußers wichtig!» Der Direktor bläht die Nüstern, sieht Lorenzetti an, sieht den Besucher an, zieht sich dann zurück: fünf Minuten. Kaum hat sich die Tür geschlossen, als Lorenzetti Grenggs

(Fortsetzung Seite 378)

Der neue Mantel

wie er sein soll:



Flott,
fachgemäß hergestellt,
aber mäßig im Preis:

Slipon

90.- 75.- 65.- 55.-

Übergangs - Mäntel

70.- 60.- 48.- 40.-

Frühlings-Anzüge

100.- 80.- 65.- 50.-

Sport-Anzüge dreiteilig

75.- 65.- 55.- 52.-

Gummi-Mäntel von 30.— bis 7.50
Einzel-Hosen • Berufskleider

Maßkonfektion
für jede Figur

Tuch.A.G.


Gute Herrenkonfektion

Arbon, Basel, Chur, Frauenfeld, St. Gallen, Glarus,
Herisau, Luzern, Olten, Romanshorn, Schaffhausen,
Stans, Winterthur, Wohlen, Zug und Zürich.

Depots in Bern, Biel, La Chaux-de-Fonds, Interlaken, Thun

Schultern umfaßt und in furchtbarer Hast zu Ende erzählt:

«Sie ahnen nicht, was ich erduldete in diesem Hause, das doch eigentlich das Haus unseres Vaters war. Jeden Tag warf er mir vor, ich hätte mein Erbteil vergeben, ich sei ein Verbrecher, ein willensloser Schuft, und wenn er nicht wäre, säße ich längst im Irrenhaus oder im Gefängnis. Monatelang, jahrelang ging das so. Bis ich immer größere Dosen brauchte, immer mehr Opium — und er mir kein Geld mehr gab. Ich bat, ich bettelte. Sie wissen, wie unmenschlich das Gift macht. Er gab mir immer weniger, er entzog mir die Minuten, in denen ich Faustina umarmen durfte, und endlich...»

Grengg vollendet den Satz mit wankender Stimme: «... endlich zwang er Sie, für ihn Bücher zu stehlen. Oh, ich habe es geahnt und es doch nicht zu benennen gewußt.» Lorenzetti nickt:

«Sieben Bücher habe ich gestohlen. Niemand in der Stadt konnte wissen, daß ich, Girolamo Lorenzetti, opiumsüchtig war, man hielt mich für Jungenkrank. Ich bekam die kostbaren Bücher ohne weiteres. Er zeigte mir, wie ich wertlose Bücher in die alten Einbände legen sollte. Die Wiegendrucke versteckte er hinter großen Bänden in seiner Bibliothek. Eines Tages sah ein Bibliotheksdienner, wie ich die Einbände abtrennte... aus!»

«Aber um des Himmels willen, warum haben Sie nicht gesprochen?» Grengg schreit es beinahe. Lorenzetti nickt nun ganz leise flüsternd:

«Oh, das hatte der Satan bedacht, er kam sofort ins Polizeigefängnis und sagte mir, wenn ich nicht wollte, daß meine Faustina als Tochter eines Diebes gebrandmarkt würde, solte ich schwiegen. Niemand würde mir glauben, wenn ich Ugo Lorenzetti beschuldigte. Wer sollte auch einem Opiumsüchtigen glauben! Wenn ich aber schwiege, so sage er, würde er sich Faustinas annehmen, sie könnte glücklich werden, einen Mann von erstem Namen heiraten, er würde dafür sorgen. Herr, ich war fast ständig unter Gift, ich sah nur mein Kind, mein Mädchen, ich schwieg. Er sandte Faustina sofort nach England, sie erfuhr alles erst Jahre später.»

«Furchtbar! Niemand außer Ihnen würde ich glauben», stammelt Grengg und faßt Lorenzettis Hand. Dann vertraulich: «Wissen Sie, ich habe noch einen Verdacht. Man sagt mir, daß er viel Geld verloren hat und...»

«Was, er hat Geld verloren?» ruft der Gefangene aufgeregt. «Dann wird er Faustina an einen Legionär verkuppeln.» Die lichtlosen Augen schließen, die Hände falten sich: «Herr Grengg, wenn Sie mir ein bißchen Hoffnung geben wollen, lassen Sie das nicht zu!»

«Sie haben richtig geraten, eben das wollte ich sagen. Er muß doch für sein Opium, seine Sammlungen, immer neues, immer mehr Geld haben. Faustina gestand mir, daß sie einen Prinzen oder einen Autokönig heiraten solle, beide unendlich reich...» Lorenzetti hat noch immer die Hände gefaltet, als bete er zu Grengg als seinem Gott. Er kann kein Wort herausbringen vor Erregung, seine schönen Augen starren flehend, Tränen erscheinen klarin, er sieht mit einem Male sehr alt aus. Grengg sagt noch: «Keine Angst!» Er lächelt grimmig und milde zugleich: sein Mund lächelt gütig, die Augen aber reden laut und sehr eindringlich vor einem ernsten Versprechen, als er — ein Schlüssel dreht sich im Schlosse um — Lorenzetti mit einer liebevollen Bewegung sehr kurz den Arm um die harten Schultern legt.

«Ich bin fertig», sagt er dann zu dem eintretenden Direktor und verläßt ohne Rückblick die Zelle. Aber als, noch in der Tür, der Direktor fragt:

«Nun? Und was sagen Sie zu dem Fall?» Da ruft Grengg so laut und so rasch, daß Lorenzetti es unbedingt hören muß:

«Nichts, ich habe leider nichts herausgefunden, was nicht vor Gericht konstatiert worden ist.» Die Tür schließt sich. Die beiden Männer entfernen sich in wortkargem Gespräch. Drinnen wirft sich ein hagerer Mensch mit einem Aufschluchzen unsäglicher Ergiebigkeit über sein Bett, als sei ihm eben ein Wunder widerfahren.

14. Kapitel

Der Marchese hatte auf einer großen Landkarte der Stadt Genua einen genauen Schlachtplans und Gefechtsplan mit seinen Untergebenen festgelegt. Das Albergo «Rissorgimento» lag im wirklichen Hafenviertel, es war ein kleines, etwa zweihundert Jahre altes Eckhaus, wodurch die «Belagerung», wie der Marchese sich ausdrückte, erschwert wurde.

Man rückte um zehn Uhr abends aus, etwa dreißig Mann hoch, die sich nach genauer Marschroute sofort verteilten. Das Haus war den ganzen Tag über bewacht worden, kein dicker Mann hatte es verlassen. Der Marchese, glücklich, endlich etwas unternehmen zu können, hatte an die Zeitungen geheimnisvolle Mitteilungen hinausgehen lassen: man solle für die späten Nachttunden eine Spalte auf der ersten Seite freilassen, sie werde vielleicht mit einer Sensationsnachricht gefüllt werden können. Er hatte die Dächer der Nachbarhäuser, eines Palazzos in der Via Giustiniani und einer Garage, besetzen lassen, als müßte eine hundertköpfige Gangsterbande umzingelt werden, ferner saßen seit

Mittag in einer gegenüberliegenden Weinschenke und bei einem Gemüshändler zwei als Bettler verkleidete Polizisten auf der Straße, ein «Telegraphenarbeiter» begann gegen sechs eine stundenlange Reparatur neben dem Gasthof, ja, man hatte sogar in ein Zimmer des Albergo selbst einen «Matrosen» eingemietet.

Alle diese Vorbereitungen waren völlig überflüssig: Punkt Viertel elf trat der Marchese, Revolver in der Hand, mit zwei Beamten in das Zimmer des schon im Bette liegenden Portugiesen, der sofort die Hände in die Höhe streckte, während sein feistes Gesicht die Farbe und den Glanz von Talg annahm.

«Sie sind der Mörder Cavalcantis», brüllte trippelnd der Chef der Kriminalpolizei, «ich verhafte Sie im Namen des Staates.» Gomez sprang aus dem Bette und stand nun mitten im Zimmer, sein Nachtthemd reichte ihm bis zu den runden Knien, er glückt einem dicken, turnenden Kind, als er quietschte:

«Was wollen Sie von mir, ich kenne keinen Cavalcanti, ich bin Steward, ich gehe in drei Tagen in meine Heimat nach Java ab, es muß ein Irrtum sein...» Der Marchese winkte, der Kammerdiener, ein alter Mann, der aussah wie ein ehemaliger Bon Vivant, Inhaber einer Schauspielschule, trat ein, blickte Gomez an, nickte und sagte leise:

«Senza dubbio, es ist der Mann, der den Namen Salimbeni nannte.»

«Sie hören», meinte der Marchese überlegen und griff mit zehn Fingern in den Bart.

«Salimbeni?» kreischte der Mischling und wollte das Hemd, das durch einen Luftzug sich gehoben hatte, hinunterstreifen, fuhr aber sofort wieder entsetzt mit den Armen in die Höhe, da die drei Revolver sich näheren. «Ich kenne keinen Salimbeni — es ist ein schrecklicher Irrtum, was wollen Sie von mir?» Inzwischen war auch der Portier des Hauses eingetreten und rief aufgeregt, ja, das sei der Mann, den er beinahe gefaßt hatte, das sei der Mörder des unglücklichen Herrn Commandatore, und er schüttelte die Faust vor der Kugelnase des Portugiesen. Dieser begann langsam und sichtlich kleiner zu werden, gewissermaßen einzuschrumpfen wie eines jener aufblasbaren Gummittiere, wenn die Lufi durch das Ventil entweicht: sein Gesicht verzerrte, die dicken weißen Wangen wurden gelblich, fielen herab, die Augen kniffen sich ein und wurden mongolischer denn je, der Mund klappte.

«Wir sind sofort fertig», sagte der Marchese und sah sich triumphierend um. Und wieder schneidend: «Sie haben die Geige gestohlen, haben erfahren, daß Cavalcanti sie gekauft hat, haben Geld von ihm erpressen wollen und ihn, als er sich weigerte, erschossen.»

«Geige, Geige? Was denn für eine Geige?» jammerte Gomez und sah nun wirklich aus wie ein Wickelkind, das in der nächsten Sekunde losheulen wird. Wieder winkte der hohe Beamte, die junge Modena kam totenblau herein, nickte, fuchtelte mit beiden Armen und sprudelte gleichzeitig hervor:

«Das ist er, es ist der Ausländer, der mir die Geige verkauft hat. Ich habe sein Gesicht nicht genau sehen können, aber — ecco, er ist es, Herr Marchese, er ist es, ich kann es bei allen Heiligen beschwören, es ist der dicke Bursche!» Der Marchese senkte die Hand, als stünde er auf einer Bühne als Regisseur. Gomez hatte die Augen ganz eingekniffen und war mit einem röchelnden Ausatmen auf einen Stuhl gesunken, während er englisch, portugiesisch und malaiisch durcheinander murmelte.

«Abführen!» befahl der Chef der Kriminalpolizei, zwei Polizisten warfen Gomez einen Mantel über, er zog Schuhe und Strümpfe an, man faßte ihn unter den Armen und schleppte ihn über die Treppe hinunter. Aus allen Zimmern starnten die aufgeschreckten Gäste, Seelute aller Nationen, ein Neger, ein Liebespaar, eine schlangenähnliche Matrone, die Mutter des Wirtes, dieser selbst, devot dem Marchese mit einem krummen Bückling entgegengrinsend, weiter unten, schon im Haustor und auf der Straße, eine sich vergrößernde Menge, kleine Geschäftsläden, Hafenmädchen, Bettler, viele Kinder, die wild und warr durcheinanderschrien. Allen voran schritt der Marchese, nach links und rechts würde lächelnd wie ein aus siegreicher Schlacht heimkehrender General. Aber Gomez wurde noch nicht hinausgeführt, sondern man schleifte ihn, der in den Armen der Polizisten hing, wie eine weiße Rolle, obwohl er keineswegs bewußtlos war, in eine leere Gaststube, wo der Marchese eine letzte Frage an ihn richtete, die er oben im Zimmer vor Aufregung zu stellen vergessen hatte:

«Woher kannten Sie den Namen Salimbeni? Leugnen ist sinnlos, wie Sie sehen. Sie können durch ein freies Geständnis Ihre Lage vielleicht verbessern.» Er sagte flüssig die klischierten Worte, die er in den zwanzig Jahren seiner Tätigkeit etwa tausendmal ausgesprochen hatte. Gomez begann nun wirklich zu heulen, hob die zusammengepreßten Hände in Gesichtshöhe und brüllte: «Ich habe den Namen einmal gehört. Jemand hat mir ihn gesagt, ein Mann, den ich nicht kenne, ich solle nur den Namen Salimbeni nennen und man würde mich verlassen. Ich bin kein Mörder, Tuan, ich habe die Geige genommen, aber ich bin kein Mörder. Der Händler hat mich angepackt, er hat mich gewürgt, erst dann habe ich geschossen...» Der Marchese sah sich wieder um, fünf Beamte nickten ihm zu, wie an einem und demselben

Draht dirigiert. Gomez blickte mit den kurzen Bewegungen eines gemasteten Vogels von einem zum anderen. Der Marchese raunte einem der Polizisten etwas zu, dieser nahm Handschellen aus der Tasche und wollte sie dem Mischling um die Gelenke legen. In diesem Augenblick — Fillipepi steht schon in der niedrigen Türe des Zimmers — schleudert der dicke Mann mit unglaublicher Geschmeidigkeit den Beamten beiseite, springt auf den Tisch und, das grüne Fliegenetz zerreißend, aus dem Fenster in eine winzige Seitenstraße hinaus. Acht Schüsse knallen hinter ihm drein, der Marchese rast um das Haus, zehn Polizisten werfen sich teils durch die Fenster, teils von der Straße her in die dunkle Gasse. Gomez feuert zweimal; es muß ihm gelungen sein, seinen Revolver unter den Mantel zu stecken, die Verfolger weichen ein wenig zurück. Aber Fillipepi, der unter den ersten ist, pfeift schrill auf seiner Polizijsirene, aus allen Seitengäfchen rennen Polizisten herein, Schüsse klatschen, wiederhallen an den Steinwänden, ein Beamter läßt in den Arm getroffen, den Revolver fallen. Der Mischling hat den Mantel weggeworfen, nun ist er in seinem kurzen weißen Hemdchen sichtbarer als früher, ein sehr unheimlicher weißer Schatten, neben dem, im Mondlicht scharf abgezeichnet, ein grauer an den Wänden, bald groß, bald klein, bald dünn, bald mager, einherläuft. Stumm rennen die Polizisten, der Marchese schnaufend und gestikulierend voran, hinter ihm drei, weiter rückwärts, die tobende, heulende, johlende Volksmenge. Der Dicke hat fünf Schüsse abgegeben, schlägt einen Haken nach links, verschwindet in einer sehr schmalen, steilen Treppe, verläßt sie sofort, läuft durch ein Tor, schießt noch einmal zurück. Schon sieht man ihn kaum mehr in der unbeleuchteten winzigen Gasse, da hört Fillipepi von vorne den Ruf aus zehn Kehlen: «Attention! Achtung!» Eine Pfeife gellt, zehn Schüsse dröhnen, die Polizeileute haben Gomez umgangen, der Marchese brüllt: «Halt!» Der weiße Kugelshatten fällt um, sinkt in sich zusammen, ebenso sein graues Abbild an der Wand. Nun läuft man näher, von sieben Schüssen durchbohrt bläht sich das weiße Hemd im Mondlicht. Der Marchese Fillipepi vergräbt beide Hände in den rabenschwarzen, stachlig zerzausten Räuberbart, schließt die Beine in den dunklen Schuhen eng zusammen, steht ausrufungszeichen gerade und sagt, hinweg über die dreißig Köpfe seiner Mannschaft und die Hunderte der Volksmenge: «Ecco!»

Und man jubelt ihm und seiner Truppe ein brausendes Eviva zu...

Was Hans Apt um acht Uhr früh in den Morgenzeitungen an erster Stelle las, dort, wo sonst die spannenden Berichte stehen, sah, in den meisten Blättern ähnlich lautend, etwa so aus:

Mörder Cavalcantis — Dieb der Geige — zur Strecke gebracht.

Eine Meisterleistung unserer Polizei.
Der Verbrecher, ein Steward, schießt.
Heldenmut der Beamten.

Nächtliche Verfolgung im Hafenviertel.

Das waren die Titel. Von den Berichten las Apt nur einige Zeilen, in denen etwas zehnmal der Name des Marchese genannt, seine Umsicht gerühmt, er als «der große Zögerer», Fabius Cunctator bezeichnet wurde. Apt fuhr auf die Polizei, wo der Marchese, völlig verwandelt, ihn mit schallender Liebenswürdigkeit empfing; immer von neuem erschien im Bart der lachende Mund, immer wieder schüttelte er dem Schweizer die Hände. Er könnte ihm nun gestehen, daß ihn nur seine Stellung gezwungen hätte, sozusagen die «kriminalistische Kombination», Signorina Plischmuth festzuhalten, er persönlich, als Mensch — «denn wir sind doch auch Menschen, nicht wahr!» — wäre tiefinnerlich von ihrer Unschuld überzeugt gewesen, ebenso von der Salimbeni, der gleichzeitig entlassen würde. Apt hatte alle Mühe, dem bramarbasierten Geschwätz zuzuhören. Er fragte erregt:

«Haben Sie Fräulein Plischmuth schon mitgeteilt, was sich gestern Nacht abgespielt hat?» Und als der Marchese verneinte: «Dann bitte ich Sie, die Dame jetzt zu entlassen, ohne ihr irgend etwas zu sagen. Ich möchte sie vor dem Hause erwarten, wird das möglich sein?»

«Verstehe — Überraschung!» Und blinzeln mit seinem großen Gesicht: «Verliebt? Wie?» Apt drehte verneinend den Kopf, aber seine Kinderwangen ertränen.

Zehn Minuten später kam Lena, begleitet von einem Carabinieri im Zweispitz — der Marchese hatte wie alle Südländer Sinn für Dramatik —, über die Haupttreppen des Gebäudes herunter.

«Wohin werde ich geführt?» fragte sie und sah empor zu dem großen, bürgerlich aussehenden Gendarmen in seiner Operettentracht.

«Wohin werde ich geführt?» fragte sie und sah empor mit ihren Augen, unter denen sich in diesen Tagen blaue Schatten eingesenkt hatten, zu dem großen, bürgerlich aussehenden Gendarmen in seiner Operettentracht.

Dieser hob die Schultern und schmunzelte.

«Warum lachen Sie denn?» fragte Lena verblüfft. «Finden Sie das so lustig, daß man mich jetzt endlich ins Untersuchungsgefängnis bringt?»

«Si, sehr lustig!» sagte der Mann im bunten Frack und sah aus wie ein Bauer, der bei einer Dilettantenvorstellung den Napoleon darstellt. (Fortsetzung Seite 381)

«Sagen Sie einmal, Sie haben wohl heute früh schon ein Glas zuviel getrunken?» Der Gendarm grinste über sein ganzes gutmütiges Gesicht:

«Si, eine Flasche Grignolino und zwei Birra Wührer.» Und bevor sich Lena noch von ihrem maßlosen Erstaunen über diese selbst in Italien überraschende Schlagfertigkeit erholt hatte, öffnete der Mann das Tor, sagte: «S'accommodi!» Lena sollte hinausgehen, ließ sie vorantreten und schloß das Tor hinter ihr. Sie wandte sich um — was bedeutete das, um des Himmels willen?

Da aber sah sie von der andern Seite der Straße Apt rasch auf sie zukommen, in der rechten Hand einen großen Strauß bläulicher Riesennelken schwenkend:

«Verzeihen Sie, Lena, das Ganze habe ich arrangiert. Sie sind frei. Den Carabiniere hat der Marchese zu der kleinen Komödie beigelegt. Hier sind», er hob die Blumen errötet empor, «hier habe ich Ihnen einige Nelken mitgebracht, zur Stärkung für die befreite Hera.» Lena versenkte mit feuchten Augen das blasses Gesicht in die pfleffig übersüß duftenden Blüten, dann hielt sie lange seine Hand fest, sah ihn innig an und sagte endlich:

«Wie lieb von Ihnen! Aber was meinen Sie eigentlich mit der befreiten Hera?»

«Hera, das war doch diese Gefangene, zu der der Leander über den Fluß schwamm, um sie zu befreien!» sagte eifrig wie ein Schüler der Versicherungsmann. «Lachen Sie nicht, diesmal weiß ich es ganz bestimmt.»

«Armes Hänschen, kriegt eine Zweif!» Lena nahm seinen Arm. «Drei Fehler gemacht!» Sie lächelte liebevoll. «Hera ist die Frau des Zeus. Die, zu der der Leander hinüberschwamm, hieß Hera, Sie unglückliches Wesen! Außerdem war es kein Fluß, sondern eine Meerenge, und endlich und schließlich war sie gar keine Gefangene!»

«Was war sie denn?» fragte Apt mit einem komischen Ausdruck von selbstironischer Beschränkung. «Wozu ist er denn dann zu ihr hinübergeschwommen?»

«Eine Liebende», sagte Lena leise und sah in seine energischen Augen. «Und auch er war ein Liebender —.» Lange erwiderter er ihren Blick und zog ihren Arm enger an sich. So gingen sie über den Platz und eine breite laute Straße hinein.

«So, auch er war ein Liebender», sagte dann Apt. Plötzlich riß sie den Arm aus dem seinen und schrie: «Wir reden lauter Unsinn, wie haben Sie mich eigentlich aus den Klauen dieses Torquemada befreit?» Er zeigte ihr die Zeitungsüberschriften:

«Ich habe mir keinen Rat mehr gewußt, ich habe die sen Gomez gegen Sie ausgetauscht. Ich konnte nicht

wissen, daß man ihn erschießen würde. Und wer war Torquemada, bitte?»

«Ärmer Teufel, armer Mehlsack! An seiner Dummheit ist er gestorben!» meinte Lena. Dann nach einer Pause, zum ersten Male wieder im alten frischen Tone: «Und die Geige? Mir wäre lieber gewesen, wir hätten die Geige lebendig gemacht statt den Dieb tot! Im übrigen ist es sehr brav und anständig von Ihnen, mich befreit zu haben», fügte sie sachlich hinzu.

«Es gibt nur eine Möglichkeit mehr: Salimbeni. Und es ist nicht sehr brav und anständig von mir, Sie dem Törnado oder wie sie den Marchese genannt haben, sondern ...» Und er blieb mitten auf einem kleinen sehr belebten Platzchen stehen und hielt sie an den Ellbogen fest: «... sondern ich habe es getan, weil ...» Sie entwand sich ihm behutsam:

«Weil Sie mit mir gemeinsam den Salimbeni zwingen wollten, die Geige herauszugeben oder den Käufer zu verraten, nicht wahr?»

«Nein! rief Apt und sah gar nicht mehr kindlich aus. Nein, weil ich es nicht ertragen konnte, Sie im Gefängnis zu wissen, weil ich darüber so verzweifelt war, als hätte mir Hüti aus der «Basler» die Gesamtversicherung der Ansaldowerke weggeschlagnapt, weil...»

(Fortsetzung folgt)



PEPSODENT ZAHNPASTE enthält IRIUM

zur ERZIELUNG GRÖSSERER REINIGUNGSKRAFT

Strahlender Glanz wird Sie immer begleiten, sobald Sie lächeln ... sobald Sie das reizende, blendende Weiss Ihrer Zähne leuchten lassen. Das ist die grosse Überraschung, welche IRIUM-haltiges Pepsodent bringt! Und seine Verwendung ist absolut unschädlich, denn Pepsodent mit Irium kann den kostbaren Zahnschmelz niemals schädigen.



Tuben erhältlich
in zwei Größen.

SILVO
das flüssige
SILBERPUTZMITTEL
Die Schönheit Ihres Silbers
bleibt erhalten, wenn Sie
es mit SILVO pflegen.
Verlangen Sie Gratismuster von
W. A. Löwengreen, Leimenstr. 39, Basel!



Warum immer Holz u. Kohle schleppen

und doch nur die halbe Wohnung heizen? Sie können es doch viel leichter haben. Bei der «Ideal»-Zentralheizung steht der Heizkessel im Keller, neben dem Kohlenraum. Mit kleinstem Zeitaufwand und geringster Mühe können Sie ohne größere Heizkosten das ganze Haus den ganzen Winter über fein warm halten. Die bewährte Konstruktion des «Ideal»-Heizkessels garantiert höchstmögliche Ausnutzung der erzeugten Wärme, bei kleinstem Brennmaterialverbrauch. Verlangen Sie mit dem untenstehenden Coupon unsere aufklärende Gratisbroschüre No. 37

Wie angenehm wäre es mit "IDEAL CLASSIC"

"IDEAL RADIATOREN GESELLSCHAFT AG."
ZUG, Alpenstraße 1
Werk in DULLIKEN bei Olten

An die IDEAL RADIATOREN GESELLSCHAFT AG
ZUG, Alpenstraße 1
Senden Sie mir unverbindlich Ihren
Gratis-Prospekt Nr. 37
Name: _____
Adresse: _____